



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Zweiter Band. Braunschweig, Schwetschke und Sohn.

Der zweite Band dieses Werks, das unter den neu erschienenen historischen Schriften eine sehr bedeutende Stellung einnimmt, umfaßt die Regierungen Heinrich II., Conrad II. und Heinrich III., also diejenige Periode, in welcher die Macht der deutschen Kaiser nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Praxis den größten Umfang und die größte Intensivität erreichte. Das ist der Unterschied gegen die Periode der Ottonen. Seitdem Otto I. die Kaiserkrone Karl des Großen erneut hatte, war die Idee derselben sogleich auf die höchste Spitze getrieben, aber namentlich die beiden jüngern Kaiser begnügten sich mit der Idee. Sie wollten als die Herrn des unermeßlichen Reichs geehrt sein, viel weniger kam es ihnen darauf an, überall unmittelbar durchzugreifen. Unter den drei folgenden Regierungen dagegen wurde die Herrschermacht eine reale. Strenge Ordnungen wurden überall eingeführt, und der kaiserliche Wille, von mächtigen Persönlichkeiten getragen, in vielen Fällen sogar mit despotischer Strenge durchgesetzt. Die unterworfenen Nationen beugten sich dem Joch, wenn auch mit Widerwillen, und bei der Schwäche der Nachbarn lag der Gedanke nicht fern, von dem Namen zur That überzugehen, und eine Universalmonarchie nach Art des römischen Reichs wieder in Angriff zu nehmen. Diese Verhältnisse hat der Verfasser sehr gründlich auseinandergesetzt, und dabei Gelegenheit gefunden, zwei Umstände, die von den frühern Geschichtschreibern meistens verkannt wurden, näher aufzuhellen. Er hat nachgewiesen, daß Heinrich II., von dem man bis dahin ziemlich geringschätzig zu sprechen pflegte, mit entschiedener Consequenz einen zusammenhängenden und verständigen Plan verfolgte, einen Plan, durch welchen die kühnern Bewegungen der beiden ersten Salier allein möglich wurden. Im Gegensatz dazu weist er nach, daß man die Festigkeit der Macht, welche Heinrich III. in seinen letzten Lebensjahren erworben hatte, überschätzt, daß es sehr fraglich bleibt, ob auch der starke Wille dieses bedeutenden Mannes ausgereicht hätte, auf die Länge mit Glück den vereinigten Widersachern zu begegnen, denen sein Sohn erlag. Ueberhaupt war es ein

Unglück, daß die Stärke des Kaiserthums ausschließlich in den Persönlichkeiten ruhte, daß die Regentschaft des minderjährigen Kaisers keine Institutionen vorfand, auf die sie sich hätte stützen können. Es wäre vielleicht zweckmäßig gewesen, noch schärfer darauf hinzuweisen, daß das Unternehmen an und für sich ein unmögliches war. Eine innere Verwandtschaft der dem Kaiser untergebenen Völker fand wenigstens in dem Grade nicht statt, daß sie sich gleichmäßig an demselben betheiligen, gleichmäßig darin befriedigen konnten, und um die herrschende Nation zu bilden, ungefähr in der Weise der Normannen in England, waren die Deutschen nicht stark genug. Für die Entwicklung der allgemeinen Geschichte Europas ist das Band zwischen Italien und Deutschland unstreitig segensreich gewesen, schon aus dem bisher viel zu wenig hervorgehobenen Grund, daß die Kirche die Wiederauferstehung aus ihrem tiefen unwürdigen Fall hauptsächlich der Einwirkung der deutschen Kaiser verdankt. Daß die Kirche von der Mitte des 11. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts die hauptsächlichliche Trägerin der Cultur war, darüber wird heute niemand mehr in Zweifel sein. Aber für Deutschland war jenes Band ein unheilvolles, denn es gewöhnte die Herrscher, in dem Rausch des äußern Glanzes die natürliche Grenze ihrer Macht zu verkennen und so den festen Mittelpunkt zu verlieren, dessen jeder neu aufblühende Staat bedarf. Es veranlaßte ferner jenen unheilvollen Conflict zwischen dem Papstthum und Kaiserthum, der den Landesfürsten Gelegenheit gab, im Trüben ihre Macht sicher zu stellen, und sich der Reichseinheit mehr und mehr zu entziehen. Die deutsche Geschichte von 1056—1268 bietet das traurige Schauspiel einer ehrenwerthen, aber illusorischen Anstrengung. Um sich in Italien zu vergrößern, und gegen den Papst eine Stütze zu finden, machten die Kaiser sich von ihren Vasallen abhängig, sie lebten mit ihren Gedanken mehr jenseit als diesseit der Alpen, und während sich in dem benachbarten Frankreich die königliche Gewalt unmerklich, aber consequent mehr und mehr befestigte, hörte sie in Deutschland auf, ein integrierender Theil der Reichsinstitutionen zu sein. Als Rudolph von Habsburg jene nüchtern verständige, auf die Natur des deutschen Reichsverbandes begründete Politik begann, den Rest des kaiserlichen Ansehns zur Vergrößerung des Familienbesitzes zu benutzen, um auf diesem Umwege allmählig wieder zur Staatseinheit vorzudringen, war es zu spät geworden. Denn das römische Reich war jetzt nicht bloß gesetzlich, sondern auch praktisch ein Wahlreich, und dem Beispiel der Habsburger folgten wetteifernd die Luxemburger, die Wittelsbacher und andere Dynastien. Während also das französische Herrscherhaus eine einheitliche Idee verfolgen konnte, die in der Hauptsache bis auf Ludwig XIV. ihren ununterbrochenen Fortgang hat, so daß daraus eine wirkliche Nation hervorging, mißbrauchte man in Deutschland das Reich, um anderweitige Zwecke zu erreichen. Die modernen An-

hänger der ghibellinischen Idee mögen nicht vergessen, daß die mächtigsten Fürsten, welche dieselbe vertraten, daß Karl V. und Ferdinand II., sich gegen den Geist der Nation empörten, daß die religiöse Bewegung, welche sie bekämpften, zugleich eine nationale war, und daß dieser Irrthum nicht sowohl aus persönlicher Bigotterie, als aus der fortdauernden Illusion hervorging, das römische Reich deutscher Nation sei eine Fortsetzung vom Reich der alten Cäsaren. Es ist höchst lehrreich, bei einem gewissenhaften Schriftsteller sich darüber zu unterrichten, wie selbst unter den günstigsten Umständen, die einen kräftigen Willen gewissermaßen zum Irrthum verführten, diese Idee endlich zum Verderben ausschlagen mußte.

Diesen Gedanken stellt Giesebrecht freilich nicht in den Mittelpunkt seines Werks, und wir sind nicht gemeint, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Der Geschichtschreiber hat nicht die Aufgabe, bei der Zeit, welche er schildert, die spätern Erfahrungen zu Rathe zu ziehen, er hat sie im Licht ihres eignen Lebens zu betrachten. Giesebrecht verfährt durchaus objectiv, er sucht bei seinen Helden den innern Kern ihrer Absichten zu erforschen, mißt den Werth derselben nach den unmittelbar vorliegenden Zeitumständen, und begnügt sich dann, die Vorzüge oder die Schwächen bei der Durchführung desselben im Einzelnen ans Licht zu stellen.

Bei der Bearbeitung seines Materials hat er zweierlei im Auge: Vollständigkeit des geschichtlichen Inhalts, und eine genaue kritische Basis. Die Reinlichkeit der Form hat ihn bestimmt, die Untersuchung von der Erzählung zu scheiden. Er berührt das Verhältniß dessen, was er berichtet, zu den Quellen nur im Anhang, so daß der eigentliche Bericht nie unterbrochen wird. Dieser Anhang verdient wol das unbedingtste Lob; er gewährt demjenigen, der bei dem Studium der Geschichte auf die Quellen zurückzugehen wünscht, die beste Anleitung, er erschöpft, wenn auch nur in kurzen Resultaten, die frühern monographischen Forschungen, und gibt von ihnen ein correctes, bequem übersichtliches Bild.

So hoch wir nun den wissenschaftlichen Werth des Buchs stellen, so haben wir schon bei unsern frühern Anzeigen darauf hingewiesen, daß wir in künstlerischer Hinsicht nicht ganz damit einverstanden sind. Es erfordert das eine nähere Begründung.

Zunächst müssen wir uns deswegen rechtfertigen, daß wir überhaupt einen künstlerischen Maßstab anlegen. Es gibt sehr bedeutende Werke der historischen Literatur, die ausschließlich den Gelehrten im Auge haben. An diese wird, wenn sie den wissenschaftlichen Anforderungen genügen, kein weiterer Anspruch zu erheben sein. Es versteht sich ferner von selbst, daß wir von der frühern akademischen Idee, welche die stilistische Vollendung gewissermaßen als etwas Fertiges dem bestimmten Inhalt entgegenbrachte, und im Interesse eines

unklar umschriebenen Kunstbegriffs der Natur des Stoffes Gewalt anthat, weit entfernt sind. Wir gehen nur von der Erfahrung aus, daß unsere neuen Geschichtschreiber ein größeres Publicum wünschen, ein Publicum, welches über die Kreise der eigentlichen Gelehrsamkeit hinausgeht. Um dieses zu gewinnen, müssen sie es interessiren. Es ist ein ganz ungerechtfertigter Anspruch, wenn man es für eine Pflicht des Patriotismus ausgibt, Werke zu lesen, die über vaterländische Geschichte handeln. Das Publicum liest diejenigen Bücher, die es interessiren, es liest den Macaulay und läßt die zahlreichen Handbücher über deutsche Geschichte ungelesen, nicht wegen des Stoffes, nicht weil die Händel der Engländer unter König Wilhelm ihm näher liegen, als was sich unter den Hohenstaufen oder zur Zeit der Habsburger begab, sondern weil der englische Geschichtschreiber geschickter und interessanter erzählt. Es ist beim historischen Kunstwerk wie beim poetischen: der Stoff und was damit zusammenhängt, die Gesinnung, gehört wesentlich zur Sache, aber das Entscheidende ist die Kunst des Geschichtschreibers. Warum greift alle Welt zu Rankes Päpsten, zu Schloßers Geschichte des 18. Jahrhunderts, zu Mommsens römischer Geschichte? Den wissenschaftlichen Werth dieser Bücher zu ermessen, ist das Publicum nicht im Stande; es liest sie aber, weil sie es amüsiren — um diesen höchst trivialen, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen. Aus demselben Grund geht man ins Schauspiel, aus demselben Grund liest man Romane. Wenn man durch sie noch außerdem sittlich veredelt wird, mit tieferer Einsicht bereichert, mit erhabenen Idealen erfüllt, so ist es um so besser; aber zunächst verlangt man von dem Buch, und hat Recht es zu verlangen, daß es anzieht und fesselt, ja wir wagen die Behauptung — es ist hier zunächst nur von historischen Werken die Rede —, daß diejenigen Werke uns am meisten belehren, die uns am meisten unterhalten, und daß die Gesetze, wonach beides geschieht, in letzter Instanz zusammenfallen.

Denn was verlangen wir von dem Geschichtswerk, das uns unterhalten soll? Wir verlangen eine deutliche, klare, in ihren Motiven und ihrem Zusammenhang vollständig verständliche Erzählung, in der wir nicht durch unnützes Beiwerk gestört werden, in der die Personen und Zustände uns mit sinnlicher Bestimmtheit entgegentreten. Wir verlangen von den Reflexionen, die der Geschichtschreiber ausspricht, oder auch nur in uns anregt, daß wir den Eindruck einer reifern Natur empfangen, von der wir etwas lernen können, die uns zugleich überrascht und überzeugt, wir verlangen, daß durch geschickte Anordnung des Materials die Idee des Zusammengehörigen eingeschärft, daß jede allgemeine Regel durch bestimmte charakteristische Beispiele versinnlicht wird. Das alles erwirbt man nicht durch das Studium der Rhetorik oder des abstracten Stils, sondern durch vollständige Beherrschung des Gegenstandes

und durch die Kunst des Nachschaffens, die bei einem gegebenen Stoff sich ebenso geltend macht, wie bei einem erfundenen. Nicht der geistreiche Dilettant ist im Stande, ein wahrhaft unterhaltendes Geschichtsbuch zu schreiben, sondern nur der tiefere Kenner.

Es scheint uns nun, als ob die echte Kunst der Geschichtschreibung zum Theil dadurch verkümmert wird, daß wir uns noch immer zu sehr an die Weise der Griechen und Römer halten. Am meisten fällt das bei mittelalterlichen Stoffen auf. Die Griechen und Römer schrieben entweder als Augenzeugen oder nach der Tradition. Die Vergangenheit, die sie darstellten, erschien ihnen noch immer im Licht der Gegenwart, wie denn auch in jener Zeit die Menschheit noch nicht so gewaltige Ummwälzungen durchgemacht hatte. So schrieben auch die Italiener, von denen die Kunst der modernen Geschichtschreibung ausgeht, so die Schotten des vorigen Jahrhunderts und ihre Schüler. Sie haben mit mehr oder minder Eifer die mittelalterlichen Chroniken durchforscht, aber nur um die Quintessenz der Thatsachen daraus kennen zu lernen, und diese in der Weise unserer Zeit vorzutragen. Nun hat man zwar neuerdings die früher so verachteten Mönchschroniken auch in Beziehung auf die Form besser würdigen gelernt, sie sind durch Uebersetzungen, wenn auch lange noch nicht im hinreichenden Maß, im Publicum verbreitet, und man findet an der Naivetät und Derbheit ihrer Sprache auch da Interesse, wo der Stoff uns nicht nahe liegt. Die Geschichtschreibung selbst hat noch nicht den nöthigen Nutzen daraus gezogen, und grade ein so bedeutendes und auch in vaterländischer Beziehung nütliches Buch, wie das vorliegende, scheint eine gute Gelegenheit, die Frage zu erörtern, wie man die Quellen, namentlich des Mittelalters, dazu benutzen soll, der Darstellung Farbe und künstlerische Form zu geben? eine Frage, die ganz unabhängig ist von der zweiten, wie man aus ihnen durch methodische Kritik den Extract der Wahrheit zieht. Die letzte Frage ist in unsern Schulen in einer segensreichen Weise zum Abschluß gebracht worden, über die erstere läßt sich aber noch viel sagen.

Es ist vielleicht am zweckmäßigsten, bei einer Frage, in der so viele sich durchkreuzende Gesichtspunkte ins Spiel kommen, mit einem bestimmten, in gewissem Sinn classischen Beispiel zu beginnen. Das erste Werk der deutschen Literatur, in welchem sich der Historiker mit Bewußtsein die Aufgabe eines Kunstwerks stellt, ist Müllers Schweizergeschichte — Möfers osnabrückische Geschichte hat ihren Werth nach einer andern Seite hin.

Müller hat über die historische Kunstform vielfach nachgedacht, und eine ernsthaftere Arbeit darauf verwendet, als er zugeben will, selbst in seinen Briefen. Freilich insluirte seine Methode, nach Excerpten zu arbeiten, stark auf seinen Stil; er hatte die Hauptpunkte seiner Geschichte in den Worten der Quelle und zum Theil auch mit den Reflexionen des Chronisten in seinen

Papieren, bevor er an die Ausarbeitung ging. Allein dieser äußerliche Umstand kam nur der innern Ueberzeugung zu Hilfe. Er bemühte sich, seine Geschichten in dem Ton seiner Quellen zu erzählen, nur so, daß sein aus vielfachen Quellen gewonnenes Wissen und seine moderne Bildung dabei nicht verloren ging. Es sollte gewissermaßen eine ideale Quelle hergestellt werden, die das Wissen und die Einsicht aller Zeitgenossen in sich vereinigte. Man kann nicht leugnen, daß er dadurch zum Theil sehr große Wirkungen hervorbrachte. Schilderungen, wie die von der Schlacht bei Sempach und Nancy, auch von der Verschwörung im Rütli, wird man noch heut mit Erbauung lesen, die individuellen Fehler, die uns hier nichts angehn, bei Seite gelassen. Es kam ihm dabei die eigenthümliche Concentration seines Stoffes zu Hilfe, der sich innerhalb bestimmter localer Grenzen bewegt und bei der großen Einheit der Zustände auch die Einheit des Tons verstatet; hätte er sein Geschichtswerk bis über die Reformation hinausgeführt, so würde ihm die Form viel größere Schwierigkeiten gemacht haben, wie man das schon aus seinen 24 Büchern allgemeiner Geschichte entnehmen kann. Aber schon in der Schweizergeschichte treten Uebelstände dieser Form deutlich hervor. Wenn zu einzelnen großen Episoden, namentlich da, wo das Gemüth in Anspruch genommen wird, der Chronikenstil vortrefflich paßt, so ermüdet er durch seine Ausdehnung auf die ganze Geschichte, nicht bloß wegen der Ausführlichkeit, mit der auch unbedeutende Umstände dargestellt sind, sondern hauptsächlich wegen der künstlich gesteigerten Stimmung. Diese Art von Naivetät ergibt sich sehr leicht, um bei der schillerschen Terminologie stehn zu bleiben, als ein Product der Sentimentalität. Man merkt doch heraus, daß nicht ein Schweizer des 14. oder 15. Jahrhunderts, sondern ein gebildeter Mann unserer Zeit diese Chronik geschrieben hat, kurz daß man mit uns Komödie spielt. Nichts widerspricht der wahren Einfachheit so sehr, als die studirte Simplicität, welche sich künstlich in den Voraussetzungen ihrer Bildung zurückschraubt. Das ist nicht bloß ein individueller Fehler, er liegt in der Gattung, wie man sich in Varantes Burgundischer Geschichte davon überzeugen kann, die im Wesentlichen von demselben Princip ausgeht. Am besten gelingt so etwas noch in kleinen populären Schriften, wie z. B. in Scotts Erzählung eines Großvaters aus der schottischen Geschichte, wo freilich die Geschichte ganz in die Legende aufgeht. Anderweitige Fehler gehn aus der lebenswürdigen, jedem neuen Eindruck zugänglichen Natur Müllers hervor. Die Mosaikarbeit aus den verschiedenen Excerpten verräth sich nämlich auch dadurch, daß die Urtheile nach den Quellen wechseln. Dieser Uebelstand wäre bis zu einem gewissen Grade zu vermeiden, der vorhergenannte aber nicht. Man hat immer das Gefühl, daß der Geschichtschreiber eine Maske trägt, die ihm nicht ziemt, und dabei geht der Hauptreiz der Quellen

doch verloren, der eben darin liegt, daß man den Contrast der Bildung empfindet, und durch diesen Contrast die Eigenthümlichkeit der geschilderten Zeit deutlicher gewahr wird. Wir sprechen auch hier ausschließlich vom Mittelalter, um die Frage nicht zu verwirren. Bei der Behandlung der modernen Quellen, für welche z. B. Ranke, Macaulay und Thiers Muster sind, wird sich ein anderer Gesichtspunkt herausstellen, der freilich in letzter Instanz wieder auf dasselbe Princip zurückführt.

Was es mit dem Interesse an dem Wortlaut der Quellen für eine Verwandniß hat, erkennt man in dem Werk, welches uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt, hauptsächlich an dem Bericht des Bischof Liutbrand über seine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel, dem einzigen Excerpt von größerm Umfang, welches Giesebrecht mittheilt. Freilich ist grade dieser Bericht von ungewöhnlich anziehender Farbe, was auch Müller veranlaßt hat, ihn auszugsweise seiner allgemeinen Geschichte einzuverleiben, wo er in der That nicht hingehört, aber blättert man dann weiter in den übrigen Schriften des ehrlichen Bischofs, die jetzt durch die deutsche Uebersetzung dem gesammten Publicum zugänglich sind, so entdeckt man gar vieles, was für die Farbe der deutschen Geschichte vortrefflich hätte benutzt werden können, und was sich Giesebrecht hat entgehn lassen. Und so ist es fast mit allen Chroniken des Mittelalters: neben der Ausbeute an Thatsachen findet man bei ihnen auch das reichhaltigste Material, um sich die Periode in sinnliche Gegenwart zu übersezen. Hätte Giesebrecht aus jenem Gesandtschaftsbericht ein bloßes Referat gemacht, so würde man nicht viel davon haben; die Gesandtschaft hatte keine Folge und der Berichterstatter ist in seiner Wuth gegen die schlechten Mahlzeiten der Griechen, gegen ihr unanständiges Costüm und ihre anscheinend sehr civilisirten, aber rohen Formen nicht einmal in den Angaben ganz zuverlässig. Aber man lernt daraus mehr als aus einem umfangreichen pragmatischen Referat, in welchem jeder einzelne Punkt kritisch beglaubigt wäre, man erfährt im Detail, wie eine Menschenseele in jener Periode empfand, und erst dadurch lernt man das wirkliche Leben einer Zeit, lernt man ihre realen Zustände kennen.

Freilich darf man vom Geschichtschreiber nicht das Unmögliche verlangen; so gut wie hier wird es ihm nur selten geboten, aber die Fortschritte unserer Wissenschaft befähigen ihn, künstlerisch bis zu einem gewissen Grad das Fehlende zu ergänzen. Wenn die Rechtsquellen des Mittelalters nicht so reichlich fließen als zu unserer Zeit, wo Tocqueville eine ganze Reihe von Jahren damit zu thun hatte, aus einer Durchsicht der Präfecturregister sich ein vollständiges Bild von dem innern Leben einer Zeit zu entwerfen, die uns anscheinend in nächster Nähe liegt und von der wir doch durch eine so tiefe Kluft getrennt sind, so befähigt uns unsere kritische Methode, aus den

spärlichen Quellen des Mittelalters ebenso überraschende Resultate zu ziehn. Was Eichhorn, Grimm, Waiz u. a. für Deutschland, was Kemble für England, Guizot für Frankreich gefunden haben, gibt auch dem eigentlichen Geschichtschreiber den Fingerzeig, was der Leser an ihn für Fragen stellt, und worüber er sich klar machen muß, bevor er seine Darstellung beginnt. Wenn seit einiger Zeit die Darstellung so geordnet wird, daß bei jedem bestimmten Abschnitt auf das Referat der eigentlichen sogenannten Geschichte eine Uebersicht der sittlichen Zustände folgt, so ist das ein wesentlicher Fortschritt gegen früher, aber noch keineswegs das höchste Ideal der Geschichtschreibung, das vielmehr darin bestände, beides zu einem organischen Ganzen zu verweben.

Die Aufgabe hat unendliche Schwierigkeiten; es scheint uns, als gäbe es nur ein Mittel sie zu lösen. Freilich ist dies Mittel den herrschenden Ueberzeugungen grade der besseren unserer Historiker entgegen, die mehr und mehr darauf ausgehen, den Geschichtschreiber ganz hinter den Gegenstand zurücktreten zu lassen, und diesen, wie man sich heut ausdrückt, ganz objectiv darzustellen.

Es ist nämlich die Frage, ob nicht die höchste Stufe der Kunst diejenige wäre, das natürliche Verhältniß rein und unbefangen hervortreten zu lassen. Das geschieht bei unserer jetzigen Geschichtschreibung nicht. Der Geschichtschreiber beginnt mit einer gründlichen, wiederholten Lectüre der Quellen, mit einer gewissenhaften Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit, mit ihrer Vergleichung untereinander, mit einer Uebertragung einzelner Fälle auf die Regel, und einer Anwendung der so gefundenen Regel auf unklare einzelne Fälle u. s. w. Sobald er aber mit diesen Vorarbeiten fertig ist, hält er es für seine Pflicht, sie dem Publicum zu verstecken, und die Resultate seiner Forschungen so zu erzählen, als seien sie ihm gewissermaßen offenbart worden. Früher empfing der Leser wenigstens aus zahlreichen Anmerkungen einige Aufklärung über die Vorarbeiten des Geschichtschreibers, wobei freilich in der Regel der Fehler begangen wurde, daß man alles erzählte, was man gelesen und gelernt hatte, gleichviel ob diese Lectüre zu den Resultaten in einem nothwendigen Verhältniß stand. Jetzt gilt das für unschicklich. Ein reinlicher Schriftsteller macht gar keine Anmerkungen, sondern er gibt nur einen Anhang, in welchem er theils ungedruckte Actenstücke in extenso mittheilt, damit sie auch weiter benutzt werden können, theils dem Gelehrten gegenüber seine abweichenden Ansichten motivirt. Derjenige Leser, für den eigentlich das Werk geschrieben ist, hat in diesem Anhang nichts zu suchen. Der Text enthält, wenn auch mit viel tieferer Bildung als die Geschichten des vorigen Jahrhunderts, das thatsächliche, pragmatisch reflectirte Resultat aus den Forschungen, die nun das Ihrige gethan haben und beseitigt werden können.

Wäre es nicht für den Leser, auch für den Laien interessanter, und für die wahre Erkenntniß der Geschichte förderlicher, wenn statt dessen der Geschichtschreiber ihn in seine Studien einführte und ihm Aufklärung darüber gäbe, wie man sich über die Beschaffenheit vergangener Zeiten unterrichtet? Freilich ist diese Arbeit nicht leichter, sondern schwerer als die jetzt beliebte Form, denn der Geschichtschreiber wird mit großer Umsicht aus seinen Studien diejenigen Punkte auswählen müssen, die charakteristisch und grade für denjenigen belehrend sind, der aus der Geschichte kein eigentliches Studium macht. Wir würden es nicht unternehmen, mit dieser Ansicht hervorzutreten, wenn uns nicht ein bestimmtes Beispiel vorschwebte, in dem die Aufgabe annäherungsweise glücklich gelöst ist. Wir meinen Thierrys Berichte aus dem Zeitalter der Merovinger. Thierry führt den Leser in die Quellen ein, die er aber nicht ausschreibt, sondern die er mit Verstand lesen lehrt, mit jenem Verstand, den man nur durch vielseitige historische Studien und durch gründliche Kenntniß aller historischen Hilfswissenschaften erlangt. Auf diese Weise erfährt man die Thatsachen grade so genau, wie in einer objectiven Geschichte, und außerdem erfährt man, wie sie sich in der Seele eines verständigen Zeitgenossen spiegelten, und lernt das ideale Leben der Zeit kennen. Trotz dieser doppelten Aufmerksamkeit, welche das Buch erfordert und trotz des ziemlich undankbaren Gegenstandes sind wir fest überzeugt, daß es den gebildeten Leser mehr interessiren, auch, um wieder den bestimmten Ausdruck zu wählen, mehr unterhalten wird, als eine sogenannte objective Darstellung.

Nun macht es sich Thierry in einer Beziehung freilich leicht, er gibt keine fortlaufende Darstellung, sondern nur eine Reihe von Episoden, und diese Methode wäre für ein Werk, wie das vorliegende, nicht anwendbar, aber hier kommen wir auf den Punkt, den wir bei jedem Geschichtswerk von größern Dimensionen für die Hauptsache halten.

Es ist weder nöthig noch wünschenswerth, alle Theile der Geschichte mit gleicher Ausführlichkeit zu behandeln. Es ist nicht wünschenswerth, denn es langweilt den Leser und es hat auch durchaus keinen Zweck, daß man erfährt, was sich in jedem Jahr zugetragen hat. Das historische Gemälde verlangt, wie jedes Gemälde, eine künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten. Es müssen sich feste massenhafte Gruppen bilden, die eine lebendige, gewissermaßen dramatische oder epische Spannung hervorbringen; für die Verbindung untereinander genügt ein Umriß, daß man nur den Faden nicht verliert. Im gewissen Sinn spiegelt jedes einzelne Ereigniß den Geist des Ganzen wieder, und je eingehender man eine bestimmte hervorragende Begebenheit behandelt, desto leichter wird die Phantasie des Lesers die gleichgiltigen Lücken ergänzen. Man wird dasjenige ins Licht stellen, was in sich

selbst wichtig ist, weil Grund und Folge sich deutlich verknüpfen; was die allgemeinen Zustände deutlich charakterisirt, oder auch, da der Geschichtschreiber seinen Stoff als einen gegebenen empfängt, dasjenige, wofür sich eine gründliche und geistvolle Quelle findet. Zwar nicht immer, aber doch in der Regel fallen die innern und äußern Motive zusammen, denn meistens erregen diejenigen Begebenheiten das Interesse verständiger Zeitgenossen, die es verdienen. Aber auch wo das nicht der Fall ist, wird das Verständniß einer Periode weit mehr durch die quellenmäßige Darstellung einer Geschichte von secundärem Interesse gefördert, als durch ein trockenes Register von Thatsachen ohne Fleisch und Blut. Wenn man aber aus Gewissenspflichten alle Thatsachen, die man erfahren hat, dem Leser mittheilen will, so findet sich dazu der angemessene Ort in dem oben erwähnten Anhang. Bis zu einem gewissen Grad ergänzt jeder Leser die Kunst des Geschichtschreibers dadurch, daß er überschlägt, was ihn langweilt, es ist aber augenscheinlich, daß der Geschichtschreiber selbst, dem sein Object nach allen Beziehungen gegenwärtig ist, eine bessere Auswahl zu treffen im Stande ist.

Indem nun der Geschichtschreiber kein Fehl daraus macht, daß er nur dasjenige erzählt, was er durch mühsame Forschungen entdeckt hat, indem er den Leser gewissermaßen an denselben theiligt, wird es ihm nach einer andern Seite hin leichter, den richtigen Ton zu treffen. Wir erinnern an den Anfang des macaulayschen Geschichtswerks, an die brillante Darstellung der Zustände von 1685. Der hauptsächlichste Reiz dieser Darstellung liegt darin, daß Macaulay die Phantasie zum Vergleich nöthigt: er steht in der Mitte der gegenwärtigen Zustände, und läßt das Bild der Vergangenheit dagegen contrastiren. Das ist nun freilich gegen die Regel der sogenannten Objectivität, denn man soll ja die Gegenwart ganz und gar vergessen, aber einmal ist das Letztere nicht möglich, und dann verliert man dadurch den besten Maßstab, das Vergangene zu würdigen. Durch diese Form des Vergleichs werden auch anscheinend gleichgiltige Neußerlichkeiten, selbst das Costüm, von Wichtigkeit, und Neußerlichkeiten, die an sich bedeutend sind z. B. Landschaften, Baulichkeiten u. s. w. gewinnen dadurch eine hellere Farbe. Für das 17. Jahrhundert hat Ranke mit vollendeter Meisterschaft diesen subjectiven Standpunkt benutzt, um uns in der Geschichte zu orientiren, für das Mittelalter, wo es viel näher liegt, ist es fast nur von Dichtern geschehn, Chateaubriand, W. Scott, V. Hugo, jedesmal mit großem Erfolg. Ein junger Geschichtschreiber, Floto, hat vor einigen Jahren in seiner Biographie Heinrichs IV. den Versuch gemacht. Das Buch läßt sonst Manches zu wünschen übrig, aber in dieser Beziehung verdient es Beachtung.

Nun wird man gegen unsere ganze Kritik vielleicht einwerfen, daß man

eine historische Leistung nach ihrem eigenen Princip beurtheilen muß, daß man ihr nicht ein fremdes Ideal entgegenhalten darf. Im Allgemeinen ist der Grundsatz vollkommen richtig, wir hielten es aber doch aus folgendem Grund für nöthig davon abzugehen. Giesebrechts Kaisergeschichte ist ein durchweg respectables Buch: gründliche Durcharbeitung des Materials, warme ehrenwerthe Gesinnung, Sauberkeit in der Methode, ein vollendeter Anstand in der Form; und doch haben die meisten Leser das unbehagliche Gefühl, daß etwas fehlt. Wir hielten es für erlaubt und gerechtfertigt, diesem dunkeln Gefühl eine bestimmte Fassung zu geben, und zugleich die Frage aus der Beurtheilung des einzelnen Kunstwerks ins Allgemeine zu übertragen. J. C.

### Lord Normanbys Memoiren.

#### 2.

Wir wollen dem Verfasser nicht in die Einzelheiten seiner Erzählung des Umsturzes der Monarchie folgen. Die Reformbankette, der entscheidende Abfall der Nationalgarde, die Intriguen der Minister und derer, die es werden wollten, der verhängnißvolle Schuß vor dem auswärtigen Ministerium, die letzten Scenen in den Tuilerien, die Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer, die Proclamation der Republik durch Lamartine, der sich einige Minuten befand, ob Republik oder Monarchie sein sollte, nachdem er kurz vorher für die Regentschaft der Herzogin gesprochen — alles das sind traurige, bekannte Dinge. Wir wollen nur einigen der merkwürdigsten Beobachtungen des Verfassers folgen, und zu dem Ende auch seine persönliche Stellung ins Auge fassen.

Ein deutscher Correspondent in London, aus dessen Briefen man viel lernen kann, wenn man neben den interessanten Fingerzeigen, die er oft gibt, nicht auch seine Marotten annimmt, hat das Erscheinen der normanbyschen Memoiren zu einem neuen bitteren Angriff auf die englische Aristokratie benutzt, welche, wie er sich aus dem Buche selbst zu zeigen bemüht, alle andern Völker tödtlich haßt und nur auf ihr Verderben sinnt. Wir haben die beiden Bände aufmerksam gelesen und alle Citate des Correspondenten daraus, mit Ausnahme eines einzigen, richtig gefunden, kommen dabei aber doch zu wesentlich andern Ergebnissen. Allerdings, wenn seine Bemerkungen gegen Leute gehen, welche glauben, England würde aus purer Liebe für andere Völker und das abstracte Princip der constitutionellen Freiheit seine Flotten und Geldkräfte